



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

A., L.: Etwas zur Diakonissensache

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Nationalisten selbst sähen sich in Stunden ruhiger Überlegung zu dem Geständnis genötigt, daß Rußland eigentlich keine Kulturtraditionen habe. Damit gesteht aber Milukow seinerseits, daß die russische Kulturgeschichte nur eine Geschichte der russischen Unkultur ist, und wenn er zuletzt die Hoffnung ausspricht, sein Volk werde es jetzt endlich zur Selbsterziehung, zum bewußten stetigen Fortschritt bringen und so eine Kulturtradition schaffen, so versteht sich das zwar bei einem patriotischen Russen von selbst, aber die Aussichten auf Erfüllung dieser Hoffnung sind sehr gering. Die Russen haben lange genug Anregungen vom Westen her empfangen; wenn sie in den letzten zwei Jahrhunderten eines beständigen Wechselverkehrs mit dem Westen ihre Barbarei noch nicht zu überwinden vermocht haben, so scheint das zu beweisen, daß sie dazu aus eigener Kraft nicht fähig sind. An Intelligenz fehlt es ihnen so wenig wie an ästhetischer Begabung; das beweisen ihre zahlreichen Gelehrten und Künstler. Angeborene Willensschwäche ist schuld daran, daß es die Slawen ohne deutsche Hilfe und Leitung weder zu einer vernünftigen Staatsordnung noch zu einem gefunden Wirtschaftsleben und zu einer Kultur bringen, die diesen Namen verdient.



## Etwas zur Diafonissensache



urch das Anwachsen der gesetzlichen Krankenversorgung haben sich die Arbeitsgebiete für den Pflegedienst so stark vermehrt und vergrößert, daß die Ausdehnung der Pflegeverbände nicht Schritt zu halten vermochte, obwohl sich jetzt weit mehr junge Mädchen diesem Beruf zuwenden, als noch vor einem Jahrzehnt. Die evangelischen Diafonissenhäuser besonders bleiben im Wachstum zurück. Der Zustrom der jungen Kräfte — und unter diesen ganz besonders der aus gebildeten Familien kommenden — wendet sich überwiegend den freieren Verbänden zu.

Das muß sehr bedauert werden, denn das evangelische Diafonissentum ist seit 1836, wo Pastor Fliedner in seinem Pfarrgarten zu Kaiserswerth ihm das erste kleine Heim baute, eine Quelle unermesslichen Segens für die ganze evangelische Welt gewesen und muß auch als Mutter all der jüngern mehr oder weniger selbständigen Pflegeverbände angesehen werden. Ein Lob unsrer Diafonissen ist wohl überflüssig. Die schwarzweiße Straßentracht und die gütigen Friedensgesichter unter der Haube dürften selten andern Empfindungen begegnen als denen der Achtung und des Vertrauens. Auch beweist die starke Nachfrage nach Diafonissen bei den Gemeinden, Krankenhäusern, Kliniken und franken Privatpersonen, welche Wertschätzung ihre besondere Art genießt.

Der Krankendienst besteht zum größten Teil aus Handlungen, bei denen Genauigkeit im „Was — Wie — Wann“ von entscheidender Wichtigkeit ist. Besonders die Spitalpflege hängt ihrer Natur nach sehr von Zufälligen und Un-

berechenbarem ab. Durch viele neue Aufnahmen, durch Häufung schwerer Pflegen, durch neu hinzutretende mühselige und zeitraubende Behandlungsarten usw. wird die gewöhnliche Eile und Sorge häufig außerordentlich vermehrt. Da es sich nicht um wegschiebbare Dinge, sondern um kranke Menschen handelt, scheint oft jede der gleichzeitigen Forderungen des Augenblicks die dringendste zu sein; sie können auch einer tüchtigen Schwester einmal über den Kopf wachsen. Fernstehende ermessen schwerlich, wie groß in solchen Fällen die Versuchung sein kann, von der Pflicht abzulassen. Man könnte sich helfen, indem man dies unterließe, jenes aufschöbe, ein andres sich vereinfachte. Man könnte das oft thun, ohne daß es die Ärzte oder die Kranken bemerken; es brauchte keine schlimmen Folgen zu haben, oder nur geringe, und diese würden dann anders erklärt werden. Man denke an die chirurgisch Behandelten, für die alles von der allergrößten Sauberkeit abhängt, denn das Schlimme für den Verletzten ist nicht seine Wunde, sondern die Gefahr der Verunreinigung! Wenn in einem Krankenhause jahrelang bei Operationswunden kein Fall von Wundstieber eintrat, so weiß der leitende Arzt, daß er eine treue Operationschwester hat. Beim Gegenteil aber kann er sie nicht ohne weiteres der Pflichtvergessenheit zeihen.

Die Schwester braucht einen doppelten innern Halt: die Liebe und die Wahrhaftigkeit. Sollte in einem Augenblick der Drangsal der erste reißen, so wird noch der andre sie vor Unrecht bewahren: wenn sie nicht lügen, nicht täuschen, verheimlichen oder bemänteln kann, so kann sie auch diese folgen-schweren kleinen Verschuldungen nicht begehn. Eine Arbeit, deren Wert und Ehre allein die Treue im Kleinen ist — eine unscheinbare, oft unkontrollierbare Treue —, wird ohne Zweifel von solchen am besten gethan, die sich über ihre Vorgesetzten hinaus noch einem verantwortlich fühlen, der ins Verborgne sieht. Das Diakonissenhaus erprobt seine Schwestern in mehrjähriger Novizenzeit und verpflichtet sie danach vor dem Altar im Anschluß an die Feier des heiligen Abendmahls zur treuen Wartung ihres Berufs. Ja, das evangelische Diakonissentum steht so hoch und in der öffentlichen Achtung so fest, daß es wohl eine Untersuchung der Gründe verträgt, weshalb gebildete Mädchen, auch solche von kirchlich-christlicher Gesinnung meist andre Verbände vorziehen. Mit dem Folgenden möchte eine gewesene Diakonisse, die wegen Pflichten in der eignen Familie freiwillig zurückgetreten ist, eine Seite beleuchten, von wo aus dem Werk vielleicht Nutzen kommen könnte.

In der letzten Zeit ist zuweilen das Materielle der Frage sehr hervor-gehoben worden. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert; aber diesen Lohn so hoch zu bemessen, daß er zur Versuchung wird, um seinetwillen allein den Beruf zu ergreifen, erscheint im Pflagedienst bedenklich. Dieser fordert praktischen, aber verbietet materiellen Sinn. Wenn irgend ein Beruf, so verlangt er einen hohen Idealismus, den der christlichen Nächstenliebe. Zwar wird niemand behaupten, daß ein guter Gehalt der Nächstenliebe Abbruch thue — man gönnt solchen auch dem Lehrer, dem Arzt und dem Prediger, ohne sie deshalb für Mietlinge zu halten —, doch kann man gewiß nichts dagegen einwenden, wenn die Diakonissenanstalten an der freien Dankes- und Liebes-

thätigkeit um Christi willen festhalten und nicht mehr gewähren, als den bescheidenen Unterhalt und die Versorgung im Alter. Das genügt für die Frau, die ohne wirkliche eigne Sorge leben will. Manche, die Eltern oder Geschwister unterstützen muß, ist deshalb zwar genötigt, sich anderswo hinzuwenden. Doch werden gerade junge Mädchen aus höhern Ständen hierdurch mutmaßlich am wenigsten abgeschreckt; sie haben meist andre Gründe.

Die evangelischen Diakonissenhäuser sind Nachbildungen der Genossenschaften katholischer Ordensschwestern. Sie danken ihnen bewährte Grundsätze, aber sie verraten ihre Abstammung im äußern Zuschnitt des Anstaltslebens wie in der Erziehung ihrer Schwestern noch durch so manche Anklänge an eine katholisch-asketische Weltbetrachtung, daß man wohl von einem Rest von Katholizismus in ihnen sprechen kann. Die Diakonissenerziehung stellt die höchsten, fast übermenschliche Forderungen und hindert zugleich die Benutzung der Quellen, die den Angehörigen anderer Berufe reiche Erfrischung und Stärkung spenden. Sie verlangt manche Opfer, die das christliche Liebeswerk als solches nicht fordert, Opfer um des Opfers willen.

Auch der Fernstehende erkennt das zum Teil. Wo sieht man die Diakonissen? Bei der Arbeit und in den Gottesdiensten und auf den dazu nötigen Hin- und Rückwegen; selten auf einem Spaziergange, selten an einer Kunst- oder andern Bildungsstätte, selten in der Geselligkeit! Und doch gehören Natur, Kunst, Geschichte der Gegenwart, Litteratur und eine edle Geselligkeit zu den Freuden, die auch der ernste Christ in der freien Welt als Gottesgeschenke ehrt und gebraucht und als Ausgleich für seine Berufsarbeit durchaus nicht entbehren möchte. Bei den Diakonissen wird der Verzicht darauf teils durch direktes Verbot bewirkt, teils durch die Bemessung ihrer Arbeit. Dieser Verzicht jedoch, der mit Gaben und Liebe für den Krankendienst nichts zu thun hat, bedeutet für gebildete Schwestern weit mehr, als für junge Mädchen ohne wesentliche geistige Bedürfnisse.

Grundsätzlich ist den Diakonissen bekanntlich der Besuch von Theatern und Konzerten verboten. Nur geistliche Musikaufführungen, d. h. solche, die ein religiöser Text über jeden Zweifel erhebt, sind ihnen unverwehrt. Damit bleibt das Gewaltigste und Herrlichste, was die Musik bietet, zum großen Teil draußen. Der Leiter einer großen Klinik, der es sehr väterlich und gütig mit seinen Schwestern meinte, stellte, weil zwei von ihnen sehr musikalisch waren, an ihr Mutterhaus das Ersuchen, ihnen das Hören guter „weltlicher“ Konzerte zu erlauben, aber er wurde abschläglich beschieden. Weil man befürchtete, daß einzelne Unerfahrene oder Schwestern mit ungenügendem Takt die Freiheit mißbrauchen könnten, mußte die Sache ganz und für alle verboten bleiben.

Die Diakonissenhäuser nehmen Mädchen von achtzehn bis vierzig Jahren als Probeschwestern auf. Arbeitertöchter und Damen aus gebildeten Familien, ganz unerfahrene und solche, die vielleicht eine längere Reihe von Jahren in selbständigen, verantwortungsvollen Lebensstellungen gewesen sind, in denen sie andre leiteten. Das sind gewaltige Unterschiede, die zwar den Rang und Wert der Persönlichkeiten nicht berühren, aber für das Eingewöhnen und für die spätern Leistungen viel bedeuten. Alle sollen sich in dieselbe Erziehung

schicken, die der Form nach den „Kleinsten“ angepaßt ist. (Um der Kürze willen sei es erlaubt, von „Kleinen“ und „Großen“ zu sprechen.) Die „Kleinen“ können sich nicht dehnen, deshalb müssen die „Großen“ sich bücken. Das verursacht diesen aber über die Eingewöhnung in das Anstaltsleben und den Krankendienst hinaus Schwierigkeiten und innere Kämpfe, von denen die „Kleinen“ nichts wissen.

Ein fünfunddreißigjähriges gebildetes Mädchen, das fast ein Jahrzehnt einen großen Landhaushalt geleitet hatte, erhielt zu Beginn ebenso wie jede Diakonissenschülerin die genaueste Anweisung durch die Probemeisterin, in welcher Weise sie ihre Sachen in die verschiedenen Schubladen ihrer Kommode hineinzurufen habe. Der von Zeit zu Zeit angestellten Kommodenrevision, die den Beweis des Gehorsams liefern sollte, entging sie nur durch Zufall. Auch die ältesten Probeschwestern wurden ausdrücklich angehalten, die Briefe, die sie abzusenden wünschten, zur Kontrolle (allerdings verschlossen!) in das Zimmer der Probemeisterin zu legen. Eine Probeschwester, die in der Anstalt schon bei Gottesdiensten und Andachten an Orgel, Harmonium und Klavier Beweise ihrer Sicherheit und ihrer genauen Kenntnis der gottesdienstlichen Musik gegeben hatte, mußte an dem Unterricht im Choralsingen regelmäßig teilnehmen, den der Organist gab, um die Schwestern mit den gebräuchlichen Kirchenmelodien bekannt zu machen. Obwohl es sehr schwer hielt, die dazu nötige Zeit dem Dienst abzusparen, erlangte sie von der Probemeisterin keinen Dispens, wohl aber später von der Oberin. Bei den weiten Altersgrenzen für Probeschwestern kann es vorkommen, daß eine Vierzigjährige in einer sechzehn Jahre jüngern eingeseigneten Diakonisse die Vorgesetzte zu ehren und Befehl und Tadel von ihr auch in der Form hinzunehmen hat, die die Gast eingiebt.

Das führt zu mancherlei Demütigungen, die den Jüngsten und denen, die aus dienendem Stande kommen, erspart bleiben, und soweit birgt die scheinbare Gleichheit der Behandlung doch eine starke Ungleichheit. Ja, es liegt etwas Unnatürliches darin, gereifte Menschen zu behandeln, als seien sie eben erwachsen, und Gebildete mit Weltkenntnis, Erfahrung und Wissen, als hätten sie das alles nicht, sie zu zwingen, sich innerlich in diesen Standpunkt hinunterzuleben. Eine Schwester soll Herzensdemut haben; aber schwerlich haben von Menschen auferlegte Demütigungen jemals einen Menschen demütig gemacht. Auch ob ein Mensch das Recht habe, dem andern dergleichen aufzuerlegen, scheint sehr fraglich; es wird wohl selten in der Liebe und in der Wahrheit gethan. Die Unterschiede in den Persönlichkeiten der Probeschwestern berühren das Wertverhältnis vor Gott und Menschen nicht im mindesten, aber ebenso wenig kann man sie einfach beiseite schieben.

Geistige Bildung und eine feine, gute Erziehung werden im Pflegedienst allgemein als sehr erwünscht angesehen. Echte Bildung giebt eine ernste Auffassung der Lebenspflichten und hält Verachtung der Arbeit fern. Sie verursacht zwar geistige Bedürfnisse, aber macht in den materiellen sogar unabhängiger. Sie giebt einen tiefern, weitern Blick für alle Lebensverhältnisse, Selbstbeherrschung, Sicherheit, Gewandtheit, Menschenkenntnis, die oft not-

wendige Fähigkeit der Beeinflussung kranker Gemüther, eine angenehme Form, die auch dem Zusammenleben der Schwestern zu gute kommt; ja sie giebt wirkliche Herzensbescheidenheit. Der „Herzenstakt, der alles ersetzt,“ wird oft in einen gewissen Gegensatz zur höhern Bildung gestellt. Freilich kann er fast alles ersetzen, aber durch diese wird er sicherlich entwickelt und veredelt. Die Kranken kommen aus der Welt und gehn in sie zurück, und sie sind Menschen der verschiedenartigsten Bildung und Vergangenheit. Die Diakonissen arbeiten deshalb nicht nur mit Hand und Fuß, sondern auch mit allem Geistigen, was sie haben. Auch das Büchlein des Diakonissenpfarrers und Rektors Meyer „Von den Diakonissen und ihrem Beruf. Eine Unterweisung“ (München, Beck, 1892) erkennt den Wert einer „edeln, durch Unterricht erworbenen Bildung“ für Diakonissen ausdrücklich an. Nun ist „Bildung“ ein fließender Begriff und wird gewiß nicht durch einen bestimmten Besitzstand von Kenntnissen gegeben, jedoch ein untrügliches Kennzeichen sind ohne Zweifel geistige Bedürfnisse.

Ein Beruf, der Gebildete heranziehn soll, muß ihnen als solchen die Daseinsbedingungen gewähren. Man kann nicht dauernd ausgeben, ohne einzunehmen. Die sogenannte geistliche Nahrung im engeren Sinne kann nur die Seele ganz befriedigen. Aber der Geist braucht eine mannigfache Zusammensetzung seiner Nahrung — und man braucht sich deshalb nicht einmal zu entschuldigen; denn wem nach dem Psalmenwort die Erde des Herrn ist, und „was darinnen ist,“ für den ist das ganze Wissensgebiet geheiligt. Die bescheidenen Bemühungen der Nichtgelehrten, sich mit einzelnen Zweigen vertraut zu machen und vertraut zu erhalten, sollte man auch bei Diakonissen nicht als nutzlosen Vorwitz behandeln. Man sollte ihnen mit etwas freier Zeit die Möglichkeit geben, sich auch in dieser Richtung nach Bedarf zu erfrischen und zu sättigen oder in der Natur draußen Erquickung einzusammeln. Diakonissen können und brauchen nicht „geistlicher“ zu sein als die Geistlichen, und wenn sie sich erfrischen, so wird sich ihre Kraft mehren. Wenigstens auf den Naturgenuß würde wohl keine freiwillig verzichten, wenn es auch Schwestern geben mag, die im übrigen in der Selbstkasteiung halb unbewußt etwas Löbliches sehen und so gewissermaßen der Anstaltsordnung entgegenkommen.

Die Krankenpflege stellt ihrer Dualität nach sehr hohe Anforderungen an die Hingebung, Geduld, Selbstverleugnung, Treue und an die Körperkraft, daran läßt sich nichts ändern. Aber die Quantität zu bemessen, steht bei den Leitenden. Bei der Übernahme eines Krankenhauses kann man ein Durchschnittsmaß der Arbeit berechnen, Epidemien, große Unglücksfälle und mancherlei Unvorhergesehenes werden oft genug einen Strich durch die Rechnung machen. Aber doch wäre es möglich, die Zahl der Schwestern so zu bemessen, daß ihnen unter normalen Verhältnissen täglich ein wenig freie Zeit und hin und wieder ein ganzer Sonntag bliebe. Sollten nicht genug Schwestern gestellt werden können, so wäre es möglich, durch bezahlte Privatwärterinnen oder gewöhnliche Arbeitsfrauen die Lücke auszufüllen.

Nicht als ob die Reinigungsarbeiten zu gering wären; die Krankenpflegerin thut viel niedrigere Dienste. Ja sie wird jene meistens sogar

als eine gewisse Erfrischung empfinden, insofern als sie sie zeitweise aus den Krankensälen herausführen. Wenn es sich aber um ein Zuviel der Pflichten überhaupt handelt und um eine thatsächliche Überbürdung, so darf man gewiß unterscheiden zwischen den Arbeiten, die durchaus eine Diakonisse fordern, und denen, die auch von jeder andern tüchtigen Arbeiterin verrichtet werden können. In der Macht des Mutterhauses liegt es, bei den Kontrakten dafür zu sorgen, daß die Diakonissen an Leib, Seele und Geist keinen Schaden nehmen. Bei den Behörden und den Gemeinden ist der Wunsch verzeihlich, mit wenig Personal möglichst viel Arbeit zu verrichten; wenn aber das Mutterhaus diesem Wunsch entgegenkommt, so überflügelt es den eignen Opfer Sinn seiner Schwestern, und es geschehn oft falsch angebrachte Aufopferungen der Schwestern um einer öffentlichen Rasse willen.

Es liegt in der Art des Berufs, daß er keine Sonn- und Festtage freiläßt, denn die Kranken dürfen dann nicht schlechter versorgt werden als alltags. Und wenn die Reinigungsarbeiten an diesen Tagen auch möglichst beschränkt werden, so drängt es wohl jede Schwester, die Festtage für die Kranken dadurch auszuzeichnen, daß sie sich diesen mit mehr Muße als sonst widmet. Es bedurfte der Warnungen des erwähnten Diakonissenbüchleins vor Freundschaft, Korrespondenz, vertrauter Aussprache, weltlicher Lektüre und andern Freuden nicht; die Arbeit beschränkt gewöhnlich das alles auf ein Minimum oder hindert es ganz. Auch der tägliche Spaziergang, der für die in Privatpflege arbeitenden Schwestern ausbedungen wird, bleibt in der Spitalarbeit Illusion. Die Schreiberin dieser Zeilen machte an einem Sonntag des Juni ihren letzten Spaziergang als Probeschwester, der vorlezte hatte sie durch eine Schneelandschaft geführt. Dabei lagen durchaus keine ungewöhnlichen Behinderungen vor.

Wer sich die Mühe nimmt, das genannte kleine Buch, das ein Leitfaden für den Diakonissenunterricht sein will, zu prüfen, und wer besonders die §§ 6 bis 18 und 28 aufmerksam durchliest, der wird die Segensmacht des Diakonistentums in ihren Ursachen begreifen, aber er wird auch den Eindruck von einer asketischen Lebensauffassung erhalten, die in einem evangelischen Mutterhause befremden muß.

Zuletzt sei es mir erlaubt, noch etwas rein Außerliches zu erwähnen, das aber vielen Schwestern zwecklose Schwierigkeiten bereitet: die die Ohren bedeckende Haube. Man hört schlechter unter ihr — nicht bloß, weil der Schall durch den Leinenstoff hindurch muß, sondern auch weil dieser bei jeder Kopfbewegung ein Rauschen und Knistern vollführt. Das Rufen oder Klingeln der Kranken, das Beobachten der Atmung bei manchen Patienten, die leisen Befehle des Operateurs, das matte Sprechen Schwerkranker fordern ein besonders scharfes Gehör. Diese Haube paßt für eine Nonne, bei der die Tracht auf Tötung der Sinne hinwirken soll; evangelische Diakonissen brauchen alles zum Dienst des Nächsten! Manche Schwester sieht man im Operationsaal und anderswo verstohlen die Müze ein wenig von den Ohren zurückziehen, obwohl es nicht sein darf. Außerdem wirkt diese Haube schlecht auf die Kopfnerven und verursacht denen, die gewöhnt gewesen sind, den Kopf kühl und frei zu tragen, leicht

Kopfschmerzen, besonders in der Sonnenhitze und außerhalb des Hauses, wo noch die schwarze wollne Kappe darüber getragen werden soll. Zum Glück sieht man zuweilen Diakonissen, die dem Selbsterhaltungstrieb gehorchend die schwarze Kappe abgenommen haben und sie in der Hand tragen. Manche klagen in der ersten Zeit über innerliche Ohrenscherzen und über Wundwerden der Ohrmuscheln. Die über die Ohren schließende Haube mit der Kinnschleife ist allen Diakonissenanstalten gemeinsam. Bis auf ein oder einige Mutterhäuser des Roten Kreuzes haben alle andern Pflegeverbände Dienstabzeichen, die die Ohren freilassen. Allerdings sind einige sogar kleidsam, doch könnte man ja diese gefährliche Eigenschaft auch trotz Freilassens der Ohren vermeiden.

Wenn die Diakonissenanstalten über Mangel an Schwestern klagen, und wie ein großes süddeutsches Haus in seinem neuesten Flugblatt sogar darüber, daß „Pfarrfrauen für Unternehmungen des Roten Kreuzes und seiner interkonfessionellen Bestrebungen mit einer Wärme eintreten, deren sie sich einem Diakonissenhause gegenüber alsbald entäußern,“ so sollten sie doch auch die Winke, die darin liegen, nicht verachten, besonders nicht, wenn diesen von evangelischen Christen das Wort geliehen wird, die von der Unerseßlichkeit des Diakonistentums tief überzeugt sind. Oft und bereitwillig gestehn die Mutterhäuser „Schwächen, Verfehlungen und Unvollkommenheit“ in ihrer Arbeit zu. In der Ausführung durch die einzelnen Menschen sind solche selbstverständlich, in der Verfassung eines Werks dagegen brauchte ein erkannter Mangel nicht fortzubestehn. Möchten die Vorstände der evangelischen Diakonissenanstalten auf der nächsten Kaiserswerther Konferenz doch miteinander prüfen, ob nicht in der Erziehung und Stellung ihrer Schwestern ein nutzloser katholischer Gedanke fortwirkt! Nach Luther ist der „Christenmensch ein Herr aller Dinge,“ und Paulus giebt ihm seine zwar streng bedingte, aber herrliche Freiheit in dem Wort „Alles ist euer — ihr aber seid Christi.“

Die Punkte, wo man ohne tiefgehende Neuerungen wohl bessern könnte, sind nach meiner Ansicht folgende: Herabsetzung der Altersgrenze für die Aufnahme von Probeschwestern auf das fünfunddreißigste Lebensjahr, Unterscheidung in der Erziehung, keine andauernde Überlastung mehr. Erteilung einer Vollmacht an die Oberschwestern auswärtiger Stationen, den unter sie gestellten Schwestern den Besuch guter Konzerte oder anderer öffentlicher Veranstaltungen zu erlauben. Abänderung der Haube in eine Kopftracht, die die Ohren freiläßt.

Die Erfüllung des erstgenannten Wunsches würde die wirklichen Gegensätze zwischen den Probeschwestern mildern. Zum zweiten Punkt giebt der evangelische Diakonieverein die Erläuterung. Dieser teilt seine Schwestern nach Vorbildung und nach späterer Verwendung ein, ohne damit ein Werturteil zu fällen oder Parteilichkeit walten zu lassen.

Zu Punkt 3 und 4: Entweder durch Aussendung genügender Pflegekräfte auf die Stationen oder durch Hinzunehmen bezahlter Hilfe im Orte selbst würde sich eine tägliche freie Zeit als Regel für normale Krankenverhältnisse wohl ermöglichen lassen. Diese freie Zeit würde denen, die ein Verlangen danach haben, erlauben, sich an den geistigen Interessen anderer gebildeter Christen zu erquicken oder an der Natur, die allen gleichviel giebt.

Auch sollte der leitenden Schwester einer auswärtigen Station wohl genügende Einsicht zugetraut werden können, daß man ihr bei den außerhäuslichen Erholungen die Entscheidung über „Erlaubt“ und „Unerlaubt“ überlasse.

£. 21.



## Elizabeth Barrett-Browning und George Sand

Von M. J. Minckwitz



egensätze berühren sich; auch der Litterarhistoriker weiß von solchen Fällen zu berichten. Wer würde nicht bei einer rein summarischen Kenntnis der Biographie und der Werke von Elizabeth Barrett-Browning die Möglichkeit einer gewissen Geistesverwandtschaft zwischen ihr und ihrer französischen Zeitgenossin George Sand energisch von der Hand weisen? Und dennoch wird der sorgsame Leser von Aurora Leigh einen bestimmten Einfluß der französischen Romantikerin verspüren und es begreiflich finden, daß der Enthusiasmus der englischen Dichterin, durch langjährige Lektüre immer stärker angefaßt, gerade in der Zeit, in der sie ihre „Novelle in Versen“ schrieb, zu wiederholter persönlicher und herzlicher Begegnung führte.

Von vaterländischer, d. h. englischer Seite fand Elizabeth Brownings Begeisterung für George Sand wenig Nahrung. Unter den Freunden, denen sie 1850 aus Paris über ihr Zusammentreffen mit der gefeierten Schriftstellerin brieflich berichtete, wurde sogar eine recht kleinliche Art von Kritik laut. Mrs. David Ogilvy bekundete unverhohlene Entrüstung über die Freude, die ein Kuß von den Lippen George Sands der Elizabeth bereitet hatte. Sie nahm nicht Anstoß, mit echt insularer, pröder Bedenklichkeit die geniale Französin auf das niedrige Niveau von Thackerays Heldin Rebecca Sharp (in *Vanity Fair*) hinabzudrücken und somit Elizabeth Brownings hochsinnige Anschauung schonungslos zu verurteilen. Man hat es ihr in England nie verziehen, daß sie weder die Inselfolitik ihrer Landsleute teilte, noch bei der Beurteilung des Privatlebens bedeutender Persönlichkeiten den allgemein üblichen moralischen Wertmesser anlegte. Aber in ihrer ausgesprochenen Vorliebe für George Sand ließ sie sich deshalb niemals beirren.

Diese Vorliebe ist nicht vorübergehender Art, sondern tiefwurzelnd und langjährig. Schon im Jahre 1845 erklärte sie in einem Briefe an Mr. Chorley (vom Athenäum), daß ihr Madame Dudevant die höchste Bewunderung einflöße. If Madame Dudevant is not the first female genius of any country or age, I really do not know who is. Ihr Freund und Kritiker hatte freilich wenig Sympathie für zeitgenössische französische Romandichter übrig. Es befremdete ihn sicherlich, daß Elizabeth an George Sand den Adel der Gesinnung rühmte — granting all the evil and perilous stuff — noblenesses and royalnesses